

NACH DER SANFTEN LANDUNG DER SCANDINAVIAN AIRLINES wird mir in der Warteschlange für die Einreiseformalitäten sehr schnell klar, wo ich mich befinde: Das ist Russland, trotz vielfacher Wandlungen noch in der Tradition der alten Sowjetbürokraten!

80 bis 90 Sekunden dauert die Passkontrolle mit allen Stempeln und Zetteln im Durchschnitt pro Einreisendem: das bedeutet eine Wartezeit von etwa einer Stunde für die Reisenden am Ende der Schlange. Für internationale Gäste sind zwei Schalter besetzt, ein dritter Schalter bleibt, so macht es ein Schild auf Russisch und Englisch klar, nur den russischen Staatsbürgern vorbehalten.

Mit meiner fünfköpfigen Reisegruppe befinde ich mich ganz hinten in der Schlange, noch oben auf der Treppe. Von da aus haben wir einen guten Überblick auf das Geschehen. Alle warten ergeben, ab und zu nur schert jemand kurz aus, um die Toilette aufzusuchen.

Meinem Nachbarn fällt irgendwann auf, dass die Schlange vor dem Schalter für russische Staatsbürger abgearbeitet ist, der Schalter aber nicht schließt. Wir sind neugierig, was wohl passieren wird, wenn wir mit unseren deutschen Pässen zu diesem Schalter begeben. Unter den verwunderten, neugierigen, gelangweilten, ungläubigen und neidvollen Blicken unserer Mitreisenden bewegen wir uns an der Warteschlange entlang von ganz hinten nach ganz vorn zu diesem Schalter.

Freundlich lege ich meinen Pass auf den kinnhohen Tresen. Mit strenger Dauerfalte auf der Stirn und undurchsichtigem Blick nimmt die Dame, die mich von ihrem hohen Sitz aus um Haupteslänge überragt, meine Unterlagen entgegen. Nachdem sie diverse Male zwischen meinem Pass und meinem weißen Einreisezettel hin und her geblickt hat beginnt sie mit ihrer eigentlichen Tätigkeit, dem geräuschvollen Aufdrücken bzw. Schlagen vieler verschiedener Stempel. Dabei würdigt sie mich keines Blickes und macht zwischen den verschiedenen Stempelaktionen immer wieder Pausen, in denen sie erneut zwischen Zetteln und Pass hin und herschaut. Vor dem letzten Stempel schaut sie mich kurz und teilnahmslos an, wohl um mich mit dem Passfoto zu vergleichen. Zum Glück scheint alles zu ihrer Zufriedenheit auszufallen, ich bekomme meinen Pass zurück und darf weitergehen. Ich bin erleichtert und stolz, diese Hürde hinter mich gebracht zu haben.

Hinter den Schaltern haben sich in einträchtigem Nebeneinander eine Reihe von spintähnlichen Schränken aufgereiht: Vom silberlackierten neuen Metallspint über einen ehemals grauen, verrosteten Eisenspint, einen abgeschlagenen, weißgestrichenen Spanplattenschrank bis hin zu einem noch an einigen Stellen

kunstvoll lasierten ehemaligen Kleiderschrank bietet diese Reihe einen Überblick über die Möbelstile der letzten hundert Jahre. Allen gemeinsam sind die nachträglich angebrachten Vorrichtungen für Vorhängeschlösser. Je nach Alter des jeweiligen Schrankes kann man bis zu sechs Reste solcher Vorrichtungen in defekter Form erkennen. An jedem Schrank prangt ein aktuelles, offensichtlich intaktes Vorhängeschloss, und auch hier würde ein Historiker bei der Betrachtung fündig.

MORGENS UM SIEBEN UHR ist unser Dolmetscher, der Germanist Vladimir zusammen mit dem Taxifahrer Sergej im vierhundert Kilometer entfernten Brjansk gestartet. Sieben Stunden dauert die Fahrt über die Autobahn, wenn alles glatt geht. Die haben die beiden nonstop hinter sich, als sie uns am Flughafen in Moskau abholen. Sergej, dunkelhaarig, schlank, modisch gekleidet, ca. 30 Jahre alt ist Vater von drei Kindern. Er hat sich wie viele andere mit seinem achtsitzigen Wagen selbstständig gemacht und fährt normalerweise in Brjansk als Linientaxi: einer selbst organisierten, am Bedarf orientierten Einrichtung der Taxifahrer, die auf denselben Linien verkehren wie die stets überfüllten und langsamen Trollibusse. Sergej kassiert in Brjansk von jedem seiner Fahrgäste pro Fahrt sechs Rubel; die Fahrt mit dem Trollibus kostet vier Rubel. Die Fahrt von Brjansk nach Moskau und zurück bringt ihm zweitausend Rubel, das sind etwa fünfundfünfzig Euro.

Sergej hält sein Lenkrad mit beiden Händen sehr fest, so als müsse er eine Art Gegenkraft für seinen rechten Fuß entwickeln, der das Gaspedal stets mit äußerster Gewalt bis zum Anschlag durchtritt. Seinen Kopf hält er weit vorgereckt nah an der Windschutzscheibe, im Rückspiegel kann ich zwei scharfe senkrechte Falten auf seiner Stirn erkennen, die beim Start des Motors zusammen mit dem Motorengeräusch erscheinen und die nach dem Abziehen des Zündschlüssels beinahe spurlos wieder verschwinden. Unterhalb des Rückspiegels hat Sergej eine Ikone an die Windschutzscheibe geklebt. Wir hoffen alle, dass die auch wirkt.

Die erste halbe Stunde unserer Taxifahrt von Moskau nach Brjansk halten wir uns immer wieder die Hände vor die Augen, weil wir Sergejs halsbrecherische Überholmanöver kaum mit ansehen können. Jeder überholt jeden und überall. Rechts, links, auf der Gegenfahrbahn, ganz egal, recht hat, wer schneller ist.

Überall sehen wir Männer auf dem Fahrersitz, Auto fahrende Frauen sind noch selten. Zum Glück wird der Verkehr etwas weniger, nachdem wir die Stadtgrenze von Moskau hinter uns gelassen haben. Dafür wird die Straße, die beinahe ohne jede Biegung bis

zum fast tausend Kilometer entfernten Kiew führt, um so schlechter, je weiter wir uns von Moskau entfernen.

Ein Schlagloch jagt das andere, für Sergej kein Problem, er nagelt mit gnadenlosen 110 km/h überall durch und überholt all und jeden, sofern es die PS-Stärke zulässt. Nach einiger Zeit ergeben wir uns in unsere Schicksal und hoffen, dass alles gut geht. Nur noch ab und zu geht ein Aufschrei durch die Gruppe, wenn wir bei einem besonders tiefen Schlagloch mal wieder bis fast unter die Decke geschleudert werden, denn eine Federung hat das Taxi offensichtlich nicht. Sicherheitsgurte auch nicht. Als wir danach fragen bekommen wir die Auskunft, die seien in Russland nicht nötig, weil sie nicht Vorschrift seien...

Wir kommen an mehreren Baustellen vorbei, wo kleine Kolonnen von zwei bis drei Arbeitern in aller Gemütsruhe mit etwa kaffeebechergroßen Gefäßen den Versuch unternehmen, riesige Schlaglöcher zu verfüllen. Aber auch größere Reparaturen finden statt, so wird ein Teil der Strecke, bei der selbst Sergej gezwungen ist, höchstens dreißig zu fahren, gerade neu trassiert. Dieser Streckenabschnitt heißt in Insiderkreisen „die Todesstrecke“, wie uns unser Dolmetscher Vladimir wissen lässt.

Nachdem wir sowohl mit Sergejs Fahrstil als auch mit den Schlaglöchern, den fehlenden Sicherheitsgurten und der nicht vorhandenen Federung weitestgehend innerlich Frieden geschlossen haben wenden sich unsere Blicke den endlosen Weiten Russlands links und rechts der Straße zu: Wiesen, Felder, Sümpfe und immer mehr Wald, je weiter südlich wir kommen.

Einen deutlichen Unterschied bemerke ich seit meinem letzten Russlandbesuch vor sieben Jahren: Die Strommasten entlang der Straße sind alle erneuert worden. Die alten weitgehend verrotteten Holzmasten sind durch neue aus Beton ersetzt worden, und man sieht auch keine abgerissenen Kabel mehr irgendwo herunter hängen. Schnurgerade führt die Straße durch die Ebene, nur durch sanfte Bodenwellen unterbrochen, hinter denen wieder genau die gleiche Landschaft erscheint wie davor, Stunde um Stunde. Ab und zu taucht in der Ferne rechts oder links von der Straße die Silhouette einer Ortschaft auf, die durch eine Stichstraße von der großen Straße aus zu erreichen ist. Ab und zu überquert die Straße eine Bahnlinie oder einen Fluss, ab und zu rechts oder links ein leeres Buswartehäuschen, sonst immer wieder Felder, Wiesen, Wald. Die einzige Veränderung bewirkt das Licht der Sonne, die sich langsam Richtung Westen neigt und die Landschaft nach und nach in ein goldenes Licht taucht. Ich erinnere mich an ein kleines, vergilbtes Papierfoto, das ich als Kind zu Hause beim Durchstöbern unserer Fotokiste ab und zu in der Hand hatte: Russlands Weite im

Winter. Mein Vater hatte es aus dem Krieg mit nach Hause gebracht. Schon vor sieben Jahren hatte ich die Landschaft nach diesem einen Foto wieder erkannt.

Wir sprechen über den zweiten Weltkrieg, wie Stalin den deutschen Truppen nur wenig Widerstand entgegengesetzt hatte, sie beinahe mühelos bis weit in den Norden hatte vordringen lassen, wohl wissend, dass der russische Winter als sein unbesiegbarer Verbündeter kommen würde...

Mit dem Licht der Sonne nehmen auch die Gespräche im Wagen langsam ab, einige Augen fallen trotz der in unregelmäßigen Abständen wiederkehrenden explosionsartigen Schlaglochgeräusche zu, bis Sergej nach einem besonders heftigen Knall den Wagen vorsichtig hoppelnd auf den Randstreifen lenkt. Der hintere rechte Reifen ist geplatzt, niemand wundert sich. Alle müssen aussteigen und Sergej versucht, den Wagen aufzubocken. Der Randstreifen ist wie überall nicht befestigt und der Wagenheber versinkt trotz mehrfacher Versuche immer wieder im Sand. Es ist inzwischen stockdunkel geworden. Sergej wendet den Wagen auf der Autobahn, so dass die rechte Seite auf der befestigten Fahrbahn zu stehen kommt; das ist die einzige Möglichkeit, dem Wagenheber Halt zu geben. Ein Warndreieck besitzt er nicht, geschweige denn eine Warnleuchte. Die Lastwagen und PKWs rasen weiter in hohem Tempo heran, sehen unser Taxi in letzter Sekunde und weichen knapp aus, manchmal mitten im Überholmanöver, während Sergej halb unter dem Wagen liegend den Reifen wechselt. Jemand aus der Gruppe versucht mit Handzeichen, den Verkehr zum Langsamfahren zu bewegen. Das ist beruhigend, obwohl er in der Dunkelheit kaum zu sehen ist. Aber es ist unsere einzige Möglichkeit, etwas zu tun.

Nachdem Sergej den Ersatzreifen angebracht hat und alles Gepäck wieder eingeladen ist können wir unsere Reise fortsetzen. Zu unserer großen Erleichterung beschränkt sich Sergej nach dieser Panne auf ein Höchsttempo von etwa fünfzig km/h, unserer Meinung nach den Straßenverhältnissen angemessen, und nach zwei weiteren ruhigen Autostunden erreichen wir gegen 23.00 Uhr glücklich und müde Brjansk.

NOCH IMMER MUSS MAN SICH IN RUSSLAND ANMELDEN, wenn man als Ausländer in einer Stadt ankommt und dort übernachten möchte. Dazu sind, wie sollte es anders sein, eine Reihe von Stempeln nötig, die an unterschiedlichen Orten einzuholen sind. Besonders problematisch ist das, wenn man privat unterkommen möchte wie bei meiner letzten Reise vor sieben Jahren. Die Hotels sind befugt, die nötigen Stempel auszuteilen. Das macht zwar das Ein- und Auschecken zum Geduldsspiel, aber danach hat man mit den Stempeln Ruhe.

Die Etagenfrau, nach der Person an der Rezeption und dem Portier oder seinem weiblichen Gegenstück die dritt wichtigste Ebene in der Rangliste des Hotelpersonals vergleicht an Ihrem Schreibtisch noch einmal die Zettel, die an der Rezeption ausgeteilt worden sind und trägt Namen und Zahlen in ein großes Buch ein. Im Hotel „Desna“ befindet sich in ihrer Schreibtischplatte aus kunststofffurnierter Spanplatte ein hühnereigroßes unregelmäßig gesägtes Loch. Durch dieses Loch wirft man den Zimmerschlüssel in das verschlossene Innere des Schreibtischs, wenn man sein Zimmer verläßt und die Etagenfrau gerade nicht an ihrem Platz ist.

Mein Zimmer verfügt über ein eigenes kleines Badezimmer mit Toilette und Sitzbadewanne und einen winzigen Flur und es ist ganz für mich allein! Trotz der wenigen Quadratmeter braucht es eine Weile, bis ich mich darin zurechtfinde. Zwar gibt es überall Licht, und auch alle Glühbirnen funktionieren, aber die Lichtschalter befinden sich an Orten, an denen man sie ganz sicher niemals vermuten würde: So befindet sich der Lichtschalter für das Bad hinter der Eingangstür und der Lichtschalter für die Nachttischlampe an der entgegengesetzten Seite des Zimmers. Diesem Phänomen bin ich in Russland immer wieder begegnet. Auch ist es nicht möglich, vom Zimmer aus ungehindert ins Bad zu gelangen, da sich die beiden Türen gegenseitig behindern, man muss erst die eine schließen, um die andere öffnen zu können. Mit der Haupteingangstür verhält es sich ebenso. Überhaupt scheint mir das ein durchgehendes Prinzip im russischen Wohnungsbau zu sein, Türen grundsätzlich immer so anzuordnen, dass sie sich gegenseitig behindern, wo immer das möglich ist. Ich schaue mich in meinem Zimmer um. Die Oberlichter der Doppelfenster hat man geöffnet, um frische Luft herein zu lassen. Im Winter werden die Fenster zugeklebt und der Schlaf- und Zigarettenmief muss monatelang auf das Ablüften warten. Die Miefreste liegen trotz der geöffneten Oberlichter noch schwer in der Luft. Gardinen sowie blaue Vorhänge aus Synthetikstoff zieren die Fenster. Die Wände des Zimmers sind mit einer blaugrau glitzernden Tapete beklebt, die Decke mit gelb gemusterter Tapete. In einer Ecke hatte die Tapete wohl nicht gereicht, dort klebt eine Bahn in beige-braun. Auf dem Boden liegt ein braungrün gemusterter Teppichboden, die Bettwäsche schmücken große blaue Blumengebinde. Im Flur wurden zwei gemusterte Tapeten verwendet, die im Wesentlichen auf den Farben braun und beige basieren und eine weitere Sorte Teppichboden.

Das Bad ist gefliest in einer Farbe, die man in Südeuropa glaube ich klogrün nennt; wohl weil angeblich die Fliegen diese Farbe nicht besonders mögen und deshalb Räume, die in dieser Farbe gehalten sind, eher meiden. Für Wand und Boden sind dieselben Fliesen verwendet worden, was dazu geführt hat, dass die Fliesen auf dem

Boden der Trittbelastung nicht standgehalten haben und alle zerbrochen sind. Das ist aber keine Besonderheit dieses Hotels, nirgendwo auf meiner Reise habe ich Badezimmer mit heilen Fliesen erlebt, auch nicht in Neubauten. Die Arbeiter mussten immer verwenden, was gerade da war und irgendwie damit umgehen, für die Qualität des Ergebnisses gab bzw. gibt es keinen Maßstab, und das scheint auch bis heute noch keine Frage zu sein.

Wirklich spannend in meinem kleinen Badezimmer sind die vielen dicken, mehrfach kunstvoll ineinander verschlungenen Rohrleitungen, die drei der vier Wände beherrschen. Sie erinnern mich an das „Rohrlegerspiel“, ein Kartenspiel zum Anlegen, bei dem man unglaubliche Rohrkonstruktionen legen und dafür Punkte bekommen kann.

Heißes Wasser ist wie in allen Wohnungen der Stadt reichlich vorhanden, und nach einer wohligen obwohl chlorigen Duschorgie nehme ich mir als Bettlektüre die in Klarsichthüllen zusammengehefteten Anordnungen für den Hotelbenutzer vor. Dabei nehme ich mit leichtem Schauer in Kauf, danach noch einmal aufstehen zu müssen, um die Hände zu waschen ...

Die Anordnungen enthalten zwölf Seiten in russischer Sprache, die ich gleich überblättere. Nur die Seiten mit den Telefonnummern schaue ich mir an, denn es macht mir Spaß, einige kyrillische Wörter zu entziffern, wie z.B. „Restaurant“ oder „Café“.

Es folgen fünf Seiten in englischer Sprache, davon drei Seiten, was alles verboten ist, man darf niemanden mit aufs Zimmer nehmen (geht sowieso nicht, weil sowohl Portier als auch Etagenfrau jeden kontrollieren), man darf keine Hunde mitbringen, kein offenes Feuer machen und so weiter und so weiter.

Zwei Seiten über das Verhalten im Brandfalle gibt es auch in deutscher Sprache. Es ist mir aber nicht möglich, diese zwei Seiten zu verstehen. Wortwahl und Grammatik sind derart verquer, das außer dem Thema wirklich nichts zu verstehen ist.

Das bringt mir das Dilemma einiger Dolmetscher, die ich erlebt habe, näher. Sie lernen Deutsch so, wie ich Latein gelernt habe, als sei es eine tote Sprache. Sie lernen deutsche Texte ins Russische übersetzen, sie haben die Sprache nie gehört, ebenso wie ihre Lehrer sie nie gehört haben und deren Lehrer ebenso wenig. Sie lernen veraltetes und teilweise belangloses Vokabular. Vom Hören her verstehen sie kaum etwas, und was sie auf deutsch sagen wollen, verstehen *WIR* eigentlich erst nach und nach, wenn wir mehr von dem ganzen Land verstehen.

Dolmetscher haben oft noch ein weiteres Problem: sie müssen mit allen Mitteln vortäuschen, sie *WÜRDEN* verstehen, denn davon hängt der nächste gut bezahlte Job ab, das Ansehen, die Ehre ...

Unser Dolmetscher Vladimir ist eine sehr positive Ausnahme, er hat mit Interesse, Geschick und gutem Zuhören (er ist ein alter Rockmusiker) wirklich gut deutsch gelernt und arbeitet immer weiter daran. Seine Übersetzungen dauern höchstens genauso lang wie das vorher Gesagte. Bei Dolmetschern, die drei oder viermal so lange übersetzen sollte man vorsichtig sein, die interpretieren um zu vertuschen, dass sie eigentlich nicht viel verstehen...

DER FRÜHSTÜCKSRaum IST ENG UND UNBELÜFTET, ein Fernseher bringt die neuesten Nachrichten. Die Berichterstattung sowie die Werbung ähnelt der Unsrigen, obwohl ich die Sprache nicht verstehe. Die Bilder sind ähnlich, auch wenn die Models eher slawisch aussehen. Vor sieben Jahren war der Tonfall sehr viel härter, die Bilder rauer.

Beim Hotelservice hat sich zumindest in diesem Hotel nichts geändert. Die wenigen Frühstücksgäste sind dem Servicepersonal an Zahl kaum überlegen, dennoch werden wir kaum wahrgenommen. Man muss alles extra bestellen und extra bezahlen, den Tee, das Brot, die Butter, die Milch, den Käse... Die Kollegen hatten am Vorabend beim Einchecken mit Hilfe von Vladimir gebratene Eier bestellt. Wir sehen, wie die Eier herein getragen werden. Wir bekommen sie nicht. Auch Marmelade ist nicht zu bekommen.

Ich bestelle mir einen Tee mit Milch. Erschrocken stelle ich beim ersten Schluck fest, dass ich vergessen habe „bjes Sachara“ – „ohne Zucker“ zu bestellen. Das Zeug kriege ich nicht runter – bezahlt werden muss trotzdem.

Ich erinnere mich an meine Nacht im Flughafenhotel in Moskau vor sieben Jahren. Dort waren die Zimmer für unsere Delegation von Deutschland aus per Fax bestellt worden. Dieses Hotel war damals das einzige in Russland, das Reservierungen per Fax akzeptierte. Unser Fax war natürlich nicht angekommen, außerdem fehlte einem Delegationsmitglied (mir) irgendein Stempel, wer weiß welcher.

In dem acht- oder zehnstöckigen Hotel war total tote Hose. Wir kamen um etwa 23.00 Uhr nach achtstündiger Busreise dort todmüde an und wollten nur noch schlafen. Man sagte uns, wir seien nicht angemeldet und das Hotel sei ausgebucht. Außerdem fehle dieser eine Stempel. Diesen Status quo hielt man für ca. eine Stunde lang aufrecht. Unser damaliger Dolmetscher Igor versuchte alles. Nach besagter Stunde, wir dösten auf den mit Kunstleder bezogenen Sesseln der Eingangshalle, wurde man milder,

akzeptiere Zuwendungen in Dollar, vergab alle notwendigen Stempel und teilte unserer Delegation mit damals acht Teilnehmern drei Zimmer auf drei verschiedenen Stockwerken zu. Drei verschiedene Stockwerke bedeutete aber auch, drei verschiedene Etagenfrauen, d.h. Kontakt untereinander unmöglich, da das Verlassen der Etage angeblich nur mit dem Verlassen des Hotels zusammen möglich war.

So landetet ich mit den beiden anderen Frauen zusammen in einem großen Einzelzimmer. Zur Einrichtung gehörte ein 1,20 m breites Bett und ein riesiger Kühlschrank, der allerdings nicht in Betrieb war. Zu dem Bett gehörte eine Decke. Das war's.

Da wir drei Personen waren, versuchten wir, bei der Etagenfrau wenigstens *EINE* weitere Decke zu bekommen. Ohne Erfolg. Wir hatten gelesen, dass mit Bestechung viel zu machen sei und versuchten es mit Dollars. Wieder ohne Erfolg.

Glücklicherweise ließen sich die beiden Sessel zu Einzelpolstern zerlegen und auf den Boden legen, das wurde mein Ruheplatz. Als Decke zog ich das Bettlaken ab. Die anderen beiden schliefen zusammen unter der einzigen Decke auf der blanken Matratze.

Als besonderer Luxus gehörte zu diesem Zimmer noch ein edles, verspiegeltes Badezimmer, in dem ich mir nach der langen Reise ein Duschbad gönnte. Mein heller Waschlappen war nach dem Duschbad braun. Seit dem nehme ich nur noch dunkle Waschlappen auf Reisen mit.

Aber das war wie gesagt vor sieben Jahren.

Was bei meiner diesjährigen Reise wirklich spannend war das war, mitzuerleben, wie sich die Dinge ändern. Manche Veränderungen sind kaum wahrnehmbar. Dieses Land ändert sich permanent und ganz stark. Ausgangspunkt sind die alten Strukturen, die man ein bisschen verstehen muss, wenn man die Veränderung sehen will. Ob die Dame am Schalter für russische Staatsbürger uns vor sieben Jahren wohl auch schon bedient hätte?

SAUBERE SCHUHE - EIN MYSTERIUM, dem ich in Russland vor sieben Jahren ebenso wie in diesem Jahr, und mitunter auch zu Hause bei uns verständnislos gegenüberstehe. Wie können es die Menschen schaffen, morgens mit tadellos geputzten glänzenden Schuhen z.B. in die S-Bahn einzusteigen? Auch die Anschaffung einer Schuhputzmaschine hat mich diesem Phänomen bisher nicht näher bringen können. Mein erster Besuch in Russland fand im Februar statt, bei einsetzendem Tauwetter. Die russischen Damen waren samt und sonders mit modischen, hochhackigen, stets

sauberen Schuhen bekleidet. Allein die weiblichen Mitglieder unserer Delegation liefen in vom Schmelzwasser versauten Ökolatschen herum. Das war richtig auffällig. Damals erkundigte ich mich, wie das gehen könnte, und ich erhielt die Antwort, man nähme sich eben eine Serviette mit und putze die Schuhe damit sauber, sobald man am Ziel angekommen sei.

Ich habe das dann auch mal probiert, das Ergebnis war aber nicht so überzeugend.

Bei meinem diesjährigen Russlandbesuch im Mai erlebe ich noch viel auffälliger, dass neunzig Prozent der russischen Frauen, die ich zu Gesicht bekomme, auf topmodischen, spitzen, hochhackigen Schuhen unterwegs sind. Auch in den Auslagen der Läden und an den Marktständen bekomme ich keine anderen Schuhe zu Gesicht. Selbst als unsere Delegation zum traditionellen Schaschlik am See geladen ist und der Weg durch manche Pfütze führt, stöckeln unsere russischen Begleiterinnen so versiert durch den Matsch als hätten sie Schneeschuhe an. Auf meine bewundernde Frage, wie es dazu käme, erhalte ich nur die Antwort: „Jahrelange Übung.“

Die zehn Prozent Frauen, die nicht mit modischen, hochhackigen Schuhen bekleidet sind, treffe ich in alten ausgelatschten Pantoffeln an. Hier gibt es zwei Kategorien. Zur einen Kategorie zählen die alten Bäuerinnen, die ihre Erzeugnisse auf dem Markt verkaufen. Manchmal sitzen sie auch einfach in Gruppen zusammen vor ihren Häusern und reden. Sie tragen bunte Kopftücher und in ihren Händen halten sie dann Bündel aus frischen Kräutern, die sie gegen die vielen Mücken schützen sollen. Auf meine Frage, warum nur die Babuschki, also nur die alten Frauen, keine Männer vor den Häusern sitzen, antwortet man mir, die Männer seien gestorben. Die durchschnittliche Lebenserwartung russischer Männer liegt derzeit bei 59 Jahren. Das Rentenalter bei Männern liegt bei 60 Jahren, Frauen gehen schon mit 55 in Rente. Sicherlich spielen Alkoholismus und hoher Zigarettenkonsum mit eine Rolle, dass nur so wenig russische Männer das Rentenalter erreichen – Zigaretten sind auch für russische Verhältnisse billig und geraucht wird überall. Man deutet mir aber auch an, dass es viele Morde gäbe und außerdem in den letzten Jahren die Zahl der tödlichen Unfälle durch den stark angestiegenen Straßenverkehr zugenommen habe.

Doch zurück zu den Schuhen. Die noch fehlende Kategorie der Pantoffelträgerinnen finde ich bei den Verkäuferinnen in alten Geschäften, die schon zu Zeiten der Sowjetunion bestanden haben. Sie tragen keine Kopftücher, aber schmierige Kunststoffkittel im Putzkolonnenlook. Sie stehen in den Geschäften herum und würdigen ihre Kunden keines Blickes. Sie grüßen nicht und sie antworten nicht. Nur wenn jemand etwas herunter geworfen hat treten sie drohend in Aktion. Und für den

Fall, dass jemand tatsächlich etwas kaufen möchte knöpfen sie einem wortlos das Geld ab.

Viele solcher Läden gibt es nicht mehr. Die meisten Läden sind neu und die Verkäuferinnen und Verkäufer tragen saubere, modische Schuhe und korrekte Kleidung. Ansonsten benehmen sie sich aber noch genau wie die alte Garde, sie grüßen nicht und ignorieren ihre Kunden soweit es ihnen eben möglich ist. Ausnahmen sind nur wirklich teure Geschäfte und natürlich die Märkte.

ETWA 120 KILOMETER SÜDLICH VON BRJANSK besuchen wir das Dorf Negino. Schon als wir die große Straße verlassen haben fällt auf, dass die Strommasten in keinem so guten Zustand sind wie an der großen Straße, aber alle sind ausgebessert und offensichtlich funktionsfähig, ein deutlicher Fortschritt gegenüber der Zeit vor sieben Jahren.

In Negino selbst scheint die Zeit stehen geblieben zu sein. Die Siedlung besteht überwiegend aus alten einstöckigen Holzhäusern in den traditionellen Farben blau und braun. Als Zeichen der neuen Zeit schmückt ein Verkehrsschild „Abknickende Vorfahrt“ das Dorfzentrum. Die Kuhherde, die von einem riesigen Schwarm beißender Mücken begleitet wird, kümmert sich nicht darum. Die Kühe und ihr Hüter sind außer uns die einzigen Verkehrsteilnehmer. Wir bekommen auf der Straße auch keine weiteren Dorfbewohner zu Gesicht, das Dorf scheint ausgestorben zu sein.

Über dem Dorf liegt eine beinahe unwirkliche Ruhe, kein Verkehrslärm weit und breit, kein Fluglärm, keine Stimmen, nur ab und zu hören wir das Bellen eines Hundes. Ich erinnere mich an das Dorf meiner Großmutter in der Hinterpfalz. Dort habe ich als kleines Mädchen eine ähnlich aufdringliche Ruhe erlebt, jedenfalls nachts.

Wir besuchen zunächst das Waisenhaus und die Schule. Hier ist unter anderem mit Geldern aus Deutschland viel renoviert worden, alles ist sauber und in einem guten Zustand. Ich erinnere mich an den Besuch eines anderen Waisenhauses vor sieben Jahren, da mangelte es an allem, zerschlissene Matratzen und Kleidung, uraltes Mobiliar, Toiletten in einem unaussprechlichen Zustand. So bin ich hier sehr angenehm überrascht, vor allem weil der Heimleiter neue Ideen umgesetzt hat, man hat eine Art Partykeller als Treffpunkt für die Jugendlichen eingerichtet, und in einer Werkstatt werden anspruchsvolle Tischlerarbeiten hergestellt.

In dieser Werkstatt wird gerade eine professionelle Schleifstaubabsauganlage installiert, die ein Industriebetrieb dem Waisenhaus kostenlos zur Verfügung stellt. Wir sind verwundert, erfahren aber dann, dass es vor der Wende Patenschaften gab zwischen Betrieben und Schulen, Waisenhäusern und anderen Einrichtungen. Damals

war das Pflicht, aber etliche Patenschaften hätten sich erhalten und würden auch heute weiter gepflegt.

Angenehm überrascht bin ich auch in der Schule: Freundliche Unterrichtsräume, alle frisch gestrichen, mit Blumen und nach der neuesten Mode mit Gardinen versehen, sehr kleine Klassen, acht, höchstens zwölf Schüler, eine Bibliothek samt Bibliothekarin: Zumindest die Deutsch-Lehrbücher sind neu und modern aufgemacht. Einige Schüler lassen sich von uns Autogramme geben.

Durch frühere Besuche hat sich ein Kontakt nach Deutschland ergeben, wir wollen ein Paket für einen gewissen Ruslan abgeben. „Der ist nicht da“ kommt barsch und ärgerlich vom Heimleiter. Ruslan steht sehr wohl in der Liste der Heimkinder, aber alles was wir herausbekommen können ist, dass er schon seit geraumer Zeit nicht mehr gesehen worden ist. Auch das Insistieren unseres Dolmetschers kann keine Aufklärung bringen.

Inzwischen hat sich der Bürgermeister zu uns gesellt und begleitet uns zum Altersheim von Negino. Der eingeschossige Neubau beherbergt zwölf alte Menschen. Im Vorgarten prangt vor leuchtend rot gestrichener Bretterwand die Feuerlöscheinrichtung: Eimer, Harke, Schlauch.

Der Direktor, ein Mann Anfang dreißig mit Schnauzbart und grauer Flanellhose fängt uns an der Straße ab und begleitet uns hinein.

Drinnen steht das dreiköpfige Pflegepersonal für uns Spalier. Die Köchin hat sich nicht eingereiht, es ist Mittagszeit und sie hat in der Küche zu tun. Man riecht schon im Flur, was es die vergangenen Tage gegeben hat und was es die nächsten Tage geben wird, Lüften scheint auch hier tabu zu sein.

Die acht weiblichen Bewohnerinnen, die Babuschki, haben an der Peripherie des Aufenthaltsraums auf Sesseln und Sofas Platz genommen, die drei männlichen Bewohnen sitzen um einen Tisch herum, auf den man Spielkarten gelegt hat. Im Fernsehen läuft ein Zeichentrickfilm.

Die Babuschki haben ihre Zweier- oder Viererzimmer mit Wandteppichen und Blumen geschmückt. Die Zimmer der Männer sehen wir nicht. Auch das Zimmer des Direktors bleibt uns verschlossen, wir lesen nur im Vorbeigehen die großen kyrillischen Buchstaben „DIREKTOR“.

Wir wollen wissen, welche Menschen ins Altenheim kommen. Es sind Menschen, deren Lebenspartner verstorben sind und / oder um die sich kein Familienangehöriger kümmern kann, die sich selbst nicht mehr versorgen können. Die werden untersucht, stellen einen Antrag und werden dann in solch einem Heim aufgenommen. Wenn sie zum Dauerpflegefall werden müssen sie das Heim wechseln.

Ein Heimplatz kostet 3000 Rubel im Monat, etwa achtzig Euro, die durchschnittliche Rente beträgt 800 bis 1000 Rubel. Der Direktor legt Wert darauf, dass den alten Menschen ihre Rente nicht weggenommen wird für das Heim, sie können sich davon zum Beispiel Obst kaufen. Das Geld für das Heim zahlt der Staat.

In der Region Brjansk, zu der auch der russische Teil der Tschernobyl-Provinz gehört, erhalten 70% der Menschen Leistungen vom Staat. Für Moskau ist dieses Gebiet wie viele andere auch ein Zuschussgeschäft. Steuern zahlt kaum jemand. Wir erfahren, dass auch anderenorts kaum jemand Steuern zahlt, und dass sich der russischen Staat praktisch ausschließlich durch die Ausbeutung seiner Rohstoffe finanziert, Erdöl und Erdgas an erster Stelle. Ohne die Spritze aus Moskau wäre die Agrarregion Brjansk nicht lebensfähig. Die Dörfer sterben auch ohnedies aus. Sie bieten den jungen Menschen keine Zukunft, niemand möchte mehr dort leben. Wir fragen uns, wie das in zehn Jahren mit den Altenheimen aussehen wird. Und wie es überhaupt aussehen wird...

„HIER MÖCHTE ICH KIND SEIN!“ denke ich spontan, als ich mit meiner Freundin Lena zusammen ihren sechsjährigen Sohn Phillip aus einem der vielen Brjansker Stadt-Kindergärten abhole. Lena ist Anfang dreißig, dunkelhaarig, sehr hübsch, sie hat Germanistik studiert und war bis zu Phillips Geburt als Deutschlehrerin am Gymnasium Nr.2 in Brjansk tätig. Heute arbeitet sie im Geschäft ihres Mannes mit. Während Phillip noch im Außengelände zusammen mit seinen Freunden an den vielen bunten Spielgeräten tobt zeigt mir Lena die Innenräume: Mehrere Gruppenräume, groß und freundlich, renoviert, einen großen Musikraum, in dem in großen und kleinen Gruppen mehrmals in der Woche musiziert wird, ein großer Sportraum, ein Essraum, mehrere kleine Räume für medizinische Versorgung, ein Schlafrum, ein Schwimmbecken für Nichtschwimmer: eine richtige kleine Stadt in der Stadt inmitten der Hochhäuser.

Dieser Kindergarten sei keine Ausnahme, erklärt mir Lena, die Ausstattung sei für die Stadt normal. Es gäbe sehr viele Kindergärten, einige seien geschlossen worden, weil die Geburtenrate seit der Wende stark zurück gegangen sei. In den freigewordenen Räumen haben z.B. ein Keramikstudio, eine Art Volkshochschule und ein Sportinstitut aufgemacht.

Um den Kindergarten vor der Schließung zu bewahren und ihn für Eltern und Kinder attraktiv zu machen haben die Erzieherinnen von Philips Kindergarten sich etwas einfallen lassen. Sie bieten zum Selbstkostenpreis einen so genannten „Sauerstoffcocktail“ an, eine Art Kräuterlimonade, die mit Sauerstoff aufgeschäumt

wird und die Sauerstoffaufnahme des Blutes erhöhen soll. Skeptisch probiere ich mit dem Löffel etwas von dem Schaum, der schmeckt lecker. Das finden die Kids auch. Ich erfahre, dass die Kindergartenkinder in Russland alle Mahlzeiten bis auf das Abendbrot im Kindergarten bekommen, es wird täglich gekocht. Und damit Eltern und Kinder abends auch noch etwas voneinander haben hat jedes Kind im Kindergarten ein Bett, um zu schlafen oder sich wenigstens auszuruhen.

Phillip geht gern in seinen Kindergarten. Er darf allerdings den zehnminütigen Fußweg nach Hause nicht allein gehen, das ist seiner Mutter zu gefährlich. Welche Gefahren lauern konnte ich nicht ergründen, vielleicht einfach nur die überall gültige mütterliche Angst...

Die Rundumbetreuung im Kindergarten einschließlich Essen kostet 190 Rubel im Monat, also ca. sechs Euro. Das Kindergeld, das der Staat den Eltern für jedes Kind zahlt, liegt bei 160 Rubel. Lena meint, für eine allein erziehende Mutter könne es schon mal finanziell eng werden. Z.B. wenn sie Lehrerin ist und 2000 Rubel im Monat verdient. Aber zum Leben würde das allemal reichen, denn Mieten gibt es praktisch nicht und die Wohnnebenkosten werden pauschal pro Bewohner abgerechnet. Für eine Person muss man an Strom, Wasser, Müllabfuhr, Heizung, Treppenhausreinigung und allen anderen Umlagen in einer gehobenen Wohngegend im Monat etwa 400 Rubel rechnen. Strom- oder Wasserzähler gibt es nicht.

Nun wird mir auch klar, dass der Katze, wenn sie Durst hat, einfach der Wasserhahn aufgedreht wird, und wenn dann nach einer halben Stunde mal wieder jemand am Wasserhahn vorbei kommt wird er wieder zu gedreht. Als ich frage, warum man der Katze nicht einen Napf mit Wasser hinstellen könnte bekomme ich die Antwort, die Katze würde das frische Wasser lieber mögen.

Ich erinnere mich an meinen letzten Besuch vor sieben Jahren. Damals war der Warmwasserhahn im Badezimmer defekt und das warme Wasser lief Tag und Nacht, außer montags vormittags, da ist der traditionelle Washtag, da reichte der Wasserdruck nicht mehr bis hinauf in den neunten Stock.

Mit den Erdöl-Pipelines wird genauso verfahren: ein Drittel der gesamten Fördermenge versickert unterwegs durch schadhafte Stellen im Boden...

Lena zeigt mir noch den Hof, in dem sie selbst groß geworden ist. Nach dem Krieg wurden vier- bis fünfstöckige Wohnblocks meist im Karree angelegt, so sind in der Mitte zahlreiche zum Teil sehr große Innenhöfe entstanden. Die Menschen haben sie als Begegnungsstätte genutzt und für die Kinder Spielgeräte in großer Zahl hinein gestellt. Auf der gut zweitausend Quadratmeter großen Fläche spielen über hundert Kinder jeden Alters. Ich bin erstaunt über das friedliche Miteinander und die geringe

Lautstärke. Und ich wundere mich über den guten Zustand der Spielgeräte und frage Lena, ob die dann alle neu seien. Nein, antwortet Lena, die seien uralte, es seien noch dieselben Geräte, an denen sie selbst als Kind gespielt hätte. Aber die Bewohner pflegen ihren Hof wie ihr kleines Dorfzentrum.

Sie habe immer Kinder zum Spielen gehabt erzählt sie weiter, und auch die Erwachsenen haben das Zusammenleben genossen und es habe immer Nachbarschaftshilfe gegeben. Sie bedauert, dass dort, wo sie jetzt mit Phillip lebt, eine solche Gemeinschaft nicht vorhanden ist. Die neuen Häuser sind dort neun und zehn Stockwerke hoch, es wohnen einfach zu viele Menschen drin, es ist zu anonym, man kennt sich nicht, es wird eingebrochen und überall finden sich Spuren von Wandalismus. Im Hof von Lenas Mutter finde ich keine Spur von Wandalismus, allerdings sind die Fenster im Parterre fast überall vergittert. Das sei schon besser, sagt man mir...

SHOPPEN IST EINE SPANNENDE ANGELEGENHEIT. Musste man vor sieben Jahren noch genau wissen, hinter welcher Tür sich ein Laden verbarg, um mit Glück etwas einkaufen zu können, so findet man heute große Hinweisschilder an den Türen, vereinzelt gibt es auch Schaufenster. Allerdings muss man in der Regel mindestens eine schwere Tür überwinden, wenn man den Laden betreten möchte, meist ist diese Tür auch nicht ebenerdig sondern nur über eine Außentreppe zu erreichen. Mal eben so Reinschauen ins Geschäft ist (noch) nicht möglich.

Wir betreten ein Sanitärgeschäft. Freundlich grüße ich die Verkäuferin mit „Strastwuitje“. Die Verkäuferin schaut mit bitterer Miene durch mich hindurch. Es ist nicht üblich, die Verkäuferin zu grüßen, lehrt mich Lena. Verkäufer seien hochmütig und sprächen normalerweise nicht mit den Kunden. Außer in ganz neuen und sehr teuren Geschäften.

Das Warenangebot ist teilweise phänomenal: Badezimmerarmaturen aus Italien, Deutschland, Polen, Finnland, auch aus Russland. Die aus Russland sind am billigsten. Niemand will sie kaufen, weil sie angeblich von schlechter Qualität seien. Natürlich will ich wissen warum, und ich höre, die Arbeiter seien sehr schlecht ausgebildet und die Fabriken hoffnungslos veraltet.

Ich schaue mir die Preise auf den Armaturen an und stelle fest, es könnten wohl nur reiche Leute hier einkaufen. Oh nein, erhalte ich zur Antwort, reiche Leute kaufen in Moskau, dort sei es viel billiger – Problem sei allein der Transport, aber dieses Problem haben Russland Weiten ja schon seit Jahrhunderten...

Bei meinem letzten Besuch musste man im damals einzigen Supermarkt des Stadtteils für jede Ware dreimal anstehen: zuerst, um die Ware auszusuchen, dann um die Ware zu bezahlen und ein drittes mal um sie ausgehändigt zu bekommen. Jetzt können wir überall kaufen und bezahlen. Am Fischstand dürfen wir auf Lenas nachhaltiges Bitten hin sogar ein winziges Stück probieren.

Ganz erfrischend draußen vor der Tür der Markt, hier ist Grüßen offensichtlich erlaubt, und die Verkäufer zeigen stolz ihr Angebot: Klamotten von Adidas, Nike, Miss Sixty, Esprit...

Auch einen „Produkti“, einen Lebensmittelladen am Stadtrand schaue ich mir an. Hier bin ich angenehm überrascht: Die Verkäuferinnen sind in Maßen freundlich und das Angebot an frischen Lebensmitteln ist abwechslungsreich und günstig.

ESSEN MUSS SEIN! Mein Freund Boris, zweiunddreißig Jahre alt, 120 kg schwer erklärt mir das mit einer Anekdote:

Zwei alte Freunde treffen sich nach langer Zeit wieder. Der eine ist beleibt, er ist zufrieden, es geht ihm gut. Der andere ist mager, es geht ihm schlecht, das ist ihm anzusehen. Fragt der Dicke: „Wie geht's Dir?“ Antwortet der Magere: „Schlecht! Seit drei Tagen habe ich nichts gegessen!“ Darauf der Dicke sehr entrüstet: „Du musst Dich zwingen zu essen!“

Egal wo wir hinkommen, zuerst einmal muss gegessen werden, und es wird aufgetischt, dass sich die Tische biegen, ganz im Gegensatz zu dem kargen Hotelfrühstück. Am Ende der Woche habe ich eine Ahnung von dem Sinn einer erkämpften Richtlinie in einer alten Zunftvereinbarung: „dass es nicht öfter als viermal in der Woche Lachs geben dürfe.“..

Getrunken wird Wodka, und zwar aus Wassergläsern, stilecht auf ex nach jedem Trinkspruch. Ich lerne, nur am Glas zu nippen, und mir auf jeden Fall noch einen Rest bis zum Schluss für den „Passaschok“, den Abschiedsschluck übrig zu lassen.

UNSERE EINLADUNG IN DER BEZIRKS-DUMA VON BRJANSK ist eine besondere Ehre. Die Duma entspricht in ihrer Bedeutung in etwa unserm Landtag. Frau Jankova ist stellvertretende Vorsitzende der Duma, sie empfängt uns. Nachdem wir unsere Mäntel und Taschen in ihrem Vorzimmer abgelegt haben öffnet sie einen Flügel der großen weißen Tür und wir betreten ihr Büro, in dem schon ein Tisch mit Tee, Obst und Pralinen vorbereitet ist.

Die korrekt gekleidete, etwas steif wirkende Dame mit dem blondierten Haar und dem roten Lippenstift, wie ihn viele ältere Russinnen lieben, ist stolz, schon seit dreißig Jahren Mitglied der Duma zu sein. Über ihrem Schreibtisch hängt ein in Öl gemaltes Portrait: Lenin. Der Maler hat seine Sache gut gemacht, der Portraitierte lächelt charismatisch auf den Schreibtisch hinunter, seine Augen blitzen vor Sexappeal. Ich verstehe heimlich, warum Frau Jankova dieses Bild nicht abnimmt, obwohl sie, wie sie betont, Demokratin ist.

Als alle sitzen beginnt Frau Jankova stehend von ihren Verdiensten, ihren Ämtern und Aufgaben zu berichten, und mit welchen Problemen sich die Region Brjansk befassen muss. Sie spricht dabei praktisch ohne Betonung in einem erhöhten Tonfall quasi über unsere Köpfe hinweg als verlese sie eine Resolution bei einer Kundgebung. Wir nicken freundlich, auch wenn wir erst bei der Übersetzung erfahren, um was es geht.

Nachdem sich Frau Jankova so ins rechte Licht gerückt hat ist sind die Mitglieder der Delegation an der Reihe. Hier lerne ich Diplomatie: Erstmal richtig aufschneiden um klar zu machen, wer man ist. Das wertet ja auch das Gegenüber auf. Ist das erledigt, wird dem Gegenüber Honig um den Bart geschmiert, es werden die Verdienste gelobt, von denen man soeben erfahren hat. Ich beobachte, wie bei diesem Teil der Veranstaltung jedes Mal ein zufriedenes Lächeln über Frau Jankovas Gesicht zieht, wenn unser Dolmetscher übersetzt.

Danach kommt man zum eigentlichen Thema der Besprechung: Frau Jankova soll dafür gewonnen werden, sich für die Gründung eines Frauenkrisenzentrums in Brjansk einzusetzen. Es ist unstrittig, dass auf Grund ihrer Wichtigkeit und ihrer Verdienste niemand an Frau Jankova vorbeikommt, so sieht sie sich schließlich als Mentorin des Projekts. Alle sind zufrieden und es sind noch fünf Minuten zum Geschenkaustausch und für den Small Talk übrig.

Geschenke gehören zum guten Ton. Sie werden ausgetauscht, so wie ein Schlagabtausch. Die Geschenke selbst scheinen beliebig zu sein, zumindest haben sie nicht das Geringste mit der Person des Beschenkten zu tun, wohl aber mit dessen Status. Wir bekommen dicke Bücher in russischer Sprache, obwohl niemand von uns russisch spricht, und einen Kalender mit Fotos der Duma-Mitglieder, der schon halb abgelaufen ist.

Beim Small Talk möchte Frau Jankova dann wissen, warum unsere Bundestagsabgeordnete Gabriele ihr Abzeichen nicht trägt. Sie will nicht glauben, dass Gabriele gar keins hat. Sicher denkt sie, Gabriele hätte eine Ausrede benutzt um zu vertuschen, dass ihr das Abzeichen gestohlen wurde oder so ähnlich...

RUSSLAND HABE ZWEI PROBLEME, SOLL GOGOL GESAGT HABEN, das eine seien die Wege, das andere die Dummköpfe. Wir meinen, dass es noch ein drittes gibt, nämlich die Toiletten.

Lena hat mich in eines der großen Theater von Brjansk eingeladen, um die Aufführung einer angesehenen Tanzschule mit zu erleben. Außen auf dem Gebäude prangt in riesigen kyrillischen Buchstaben das Wort „Druschba“ – „Freundschaft“. Auf dem Theatervorplatz hat man im vergangenen Jahr eine winzige bunte Kathedrale aus Holz in der Größe einer Imbißbude errichtet. Sie soll an die von den Bolschewiken zerstörte Kathedrale erinnern, die an der Stelle gestanden hat, wo jetzt das Theater steht.

Im Theater riecht es muffig, die Vorführung in dem rund 1500 Menschen fassenden Saal hat schon begonnen. Der Eintritt ist frei. Wir finden schnell zwei leere Plätze, drängeln ist nicht nötig, obwohl der Saal fast voll besetzt ist, denn die übereinander liegenden Sitzreihen haben viel Beinfreiheit.

Die private Tanzschule „Kaprice“ führt ihre Arbeit vor: Gruppen von Kindern und Jugendlichen verschiedener Altersstufen zeigen in aufwändigen Kostümen ihr Können. Mich beeindruckt die Disziplin und die sorgfältig ausgearbeiteten Gruppenchoreografien. Vom Musikgeschmack gibt man sich betont modern, viel Rap und moderate Technomusik sowie englischsprachiger Pop. Auch der Kasatschok, der in traditionell angehauchten, aber durch ein leuchtendes Türkis schrillbunt ergänzten Kostümen virtuos getanzt wird, hat einen poppigen Touch.

In den Pausen zwischen den Auftritten geht das Licht an, die jeweiligen Sponsoren werden genannt und haben Gelegenheit, gesehen zu werden, Applaus entgegen zu nehmen und sich zu verbeugen. Durch ihren Einsatz wird der Besuch der Tanzschule für die Eltern sehr kostengünstig bzw. begabte Kinder bekommen den Unterricht umsonst. Lena meint, sie seien eher Wichtigtuere, die ihr schlechtes Gewissen beruhigen. Sie beklatscht die Sponsoren nicht.

Nach der Vorstellung: der Gang zur Toilette. Der Weg ist unschwer am Geruch zu erkennen. Hinter der schweren Tür mit Türschließer haut es mich in dem fensterlosen Raum beinahe um. Vorne links sind zwei schwach beleuchtete Spiegel und zwei Waschbecken angebracht. Dahinter befindet sich eine Reihe von sechs Kloschüsseln, die relativ neu durch Sichtschutzwände und Türen voneinander getrennt sind.

Mutig öffne ich die erste Tür. Der Boden ist klitschnass und klebrig. Auf einer etwa dreißig Zentimeter erhöhten Stufe befindet sich das Hockklo. Im Prinzip ja eine sinnvolle hygienische Einrichtung, die ich in Südeuropa und auf Schiffen durchaus schätzen gelernt habe. Aber hier ist die Benutzung ein logistisches Problem. Kein

Haken für Rucksack oder Jacke, also Rucksack auflassen, Jacke anlassen und hochhalten. Hose runter, halt, erst Hosenbeine hochkrepeln, denn um die Schüssel herum klebt die zähe Peeke fast zentimeterdick. Vorher noch ein Tempotaschentuch aus der Tasche nehmen. Dann trete ich entschlossen in die vorgegebenen Fußabdrücke. Anschließend alles wieder rückwärts. Sicherheitshalber entriegele ich die Tür schon, bevor ich mit Hilfe der grauen Kunststoffleine die Spülung in Gang setze. Trotzdem ziehen meine klebrigen Fußabdrücke beim Verlassen des Raums eine Spur. „Was musst Du auch im Theater unbedingt auf's Klo gehen“ rügt mich Lena scherzhaft. Ehrlich gesagt: ich wollte wissen, wie es dort aussieht. Toiletten sind ja auf ihre Weise auch Kultur.

Wie verzweifelt war ich, als ich damals an meinem ersten Tag in Russland beim Besuch der Musikschule die Toilette aufsuchen musste und dort auf einem Sockel erhaben ohne jeden Sichtschutz drei Hockschüsseln nebeneinander vorfand. Die in der Mitte war noch frei. Mir war klar: Hier kann ich nie!

Zwei Tage später war ich schon ein wenig abgehärtet. In der Universität wurde ich mit einer gewissen Peinlichkeit zu einem kleinen, abschließbaren Raum ohne Türaufschrift geleitet. Man versicherte sich freundlicherweise noch einmal, ob ich auch eine Serviette dabei hätte. Direkt hinter der Tür befand sich eine ehemals weiße Sitzschüssel ohne Brille. Zum Glück rann ein ständiges Wasserrinnsal durch die Schüssel: die Spülung. Dieses entband mich nämlich von der Benutzung der neben der Schüssel lehenden etwa einen Meter langen Holzlatte, im unteren Drittel dunkel verkrustet, die offensichtlich bei Verstopfung des Abflusses zu benutzen war.

Zu meiner großen Verwunderung hockte ich am Ende der Woche, quasi neben mir selbst stehend oder besser hockend, über einer Schüssel in einem Kinderheim, rechts und links neben mir junge Mädchen in derselben Absicht, die sich über meinen Kopf hinweg lautstark auf russisch die letzten Neuigkeiten erzählten.

Mit dem Verlassen des Landes verließ mich diese neu erlebte Toleranz wieder. Jetzt bin ich einfach neugierig, was ich erlebe, wenn ich nach der Toilette frage.

Ohne in weitere Einzelheiten zu gehen kann ich noch berichten, dass mich an etlichen neu eingerichteten Toiletten verwundert, dass offensichtlich mit der Aufstellung des Spülkastens in der Raummitte begonnen wird. Den hinter dem Spülkasten liegenden Raum lässt man ungenutzt, vor dem Kasten drängeln sich die Sitzschüssel, die Benutzer und meist auch noch die nach Innen öffnende Eingangstür.

Im Waisenhaus von Sewsk werde ich zu einem Holzverschlag mit zwei Türen abseits des Hauses geleitet. Im Holzboden befindet sich ein schlichtes Loch, am Rand dick mit

Desinfektionspulver bestreut. Hier müssen Kinder wie Erzieher sommers wie winters hin. In der Gruppe taucht die Frage auf: „Wo sollen die ein Klo herkriegern?“ Ich denke, so ein Loch im Haus wäre tausend mal besser als so ein Loch da draußen.

ER IST ZU HÖFLICH, MIR EINEN VOGEL ZU ZEIGEN, aber Boris' Gesichtsausdruck zeigt mir mindestens drei Vögel: Die will mit dem Trollibus fahren, obwohl sie kostenlos im Auto fahren kann !!!

Die Trollibusse, die an ihren Oberleitungen saugend durch die Straßen holpern, gehören zum Stadtbild von Brjansk. Meist sind sie überfüllt. An manchen Stellen müssen die Schaffnerinnen aussteigen und mit einer langen Metallstange die Weichen im Straßenuntergrund umstellen.

Es gibt viele Buslinien, aber nirgendwo einen Plan, nicht an den Haltestellen, nicht im Laden. Man weiß einfach, welche Linie wohin fährt.

Um ins Zentrum zu kommen benötigen wir die Linie 3. Lena will mich nicht allein fahren lassen und kommt mit. Boris fährt mit dem Auto hinterher.

Wie mir prophezeit wurde ist die Federung im Bus schlecht, es riecht nach Bier und auch ein wenig nach Fisch. Alle Plätze sind besetzt, zwischen den Sitzen stehen die Fahrgäste im etwa zwanzig Meter langen Bus. Alle sind gut gekleidet und tragen saubere Schuhe. Meinen Blickkontakt möchte niemand erwidern. Ein etwas erhöhter Sitz ist der Schaffnerin vorbehalten, die aber alle Mühe hat, sich zum Kassieren durch die Menschen hindurch zu drängeln. Eine Fahrt kostet vier Rubel. Wir bekommen einen alten Fahrschein, auf dem stehen sechs Kopeken. Vier Rubel sind vielleicht 12 Cent, sechs Kopeken wären möglicherweise ein Cent.

Der Trollibus erinnert mich an meine Schulzeit. Damals bin ich mit dem O-Bus ins Gymnasium gefahren. Eine Schaffnerin gab es damals auch, und es gab den Triebwagen und den Anhänger. Der Anhänger war für Raucher. Später wurden die Anhänger zugunsten modernerer Nichtraucher-Gliederbusse abgeschafft.

Boris holt uns von der Haltestelle ab. Das eigene Auto war sein großer Wunsch. Seit vier Jahren kann er sich diesen Wunsch verwirklichen. Jetzt fährt er sein viertes eigenes Auto, einen Saab mit Klimaanlage und Sitzheizung, der früher einmal in der schwedischen Botschaft in Brüssel gefahren wurde. Sein Vater hat den Wagen über das Internet ersteigert.

Boris berichtet, dass er in seinem ersten Autofahrjahr achtundzwanzig Unfälle hatte. Aber das sein nichts Besonderes. Inzwischen fährt er sehr sicher und auch vorsichtig und rücksichtsvoll, doch hat er nicht viele Nachahmer. Als er anhält, um eine Frau mit

Kinderwagen über die Straße zu lassen, erntet er Unverständnis. Zunächst glaubt die Frau nicht, dass sie wirklich gehen darf. Geht sie dann wirklich los ist sie längst noch nicht sicher, denn hupend und quietschend wird das unliebsame Hindernis von anderen Fahrzeugen mit hoher Geschwindigkeit überholt.

Seit Boris ein Auto hat geht er keinen Meter mehr zu Fuß. Benzin kostet umgerechnet ungefähr 30 Cent pro Liter, das finde ich gegenüber dem Trollibus immer noch teuer. Aber: auch wenn der Weg zur abschließbaren Garage – die ist ein Muss, niemand lässt sein Auto über Nacht auf dem Hof stehen, es könnte gestohlen werden – auch wenn dieser Fußweg länger dauert als der Fußweg zum Einkaufen dauern würde: das Auto muss her!

Boris ist studierter Historiker mit einem ungeheuer breit gestreuten Wissen und vielen Interessen. Nach seinem Studium stellte er sich die Frage: „Wovon leben“? Und er antwortete sich selbst gemäß der jüdischen Tradition seines Vaters sehr pragmatisch: „Geboren wird immer, gestorben wird immer. Dass ich Hebamme werde glaube ich nicht. Also stelle ich Grabschmuck her“. Seine Firma läuft inzwischen so gut, dass Boris für sich und seine Familie ein neues Haus baut. Das einzige Problem für die schnelle Fertigstellung des Baus sind die Banken, die sind noch nicht in der Lage, Kredite zu vergeben. So kann Boris immer nur dann weiter bauen, wenn er wieder genug Geld zusammen hat. Das gelingt ihm aber recht gut

Als findiger Jungunternehmer hat Boris die Zeichen der Zeit auch ansonsten erkannt. So hat er inzwischen fünf LKWs gekauft, für die er Fahrer beschäftigt und die er für Transporte im ganzen Land vermietet. Als er etwas in Moskau kaufen will muss er sich einen fremden LKW mieten, weil seine gerade alle fünf Tagereisen entfernt in Krasnodar zu tun haben...

MIT LEISEM SURREN ZIEHT DAS LAUF BAND für die Koffer am Flughafen in Hannover seine Kreise. Die letzten Runden dreht das Laufband leer, kein einsamer Koffer fährt mehr die Runde. Pech gehabt! Mein Koffer hat eine andere Reiseroute eingeschlagen. Am nächsten Tag kehrt auch mein Koffer von seiner Reise heim. Erleichtert packe ich die beiden unversehrten Wodkaflaschen aus. Der Fisch, den mir Boris und Lena in ihrer übergroßen Fürsorge eingepackt haben, hat die Reise nicht überstanden. Schade! Vielleicht soll ich noch mal hinfahren und neuen Fisch holen...

MEINE RUSSLANDREISE 2004 war möglich als Mitglied einer fünfköpfigen Delegation des DPWV (Deutscher Paritätischer Wohlfahrtsverband) Hameln, der seit über zehn Jahren humanitäre Hilfe in der Region Brjansk leistet. Die Mitarbeiter des DPWV leisten dort eine beispielhafte Arbeit, vor allem werden alle Projekte ständig betreut und überwacht, so dass Geld nicht irgendwo versickern kann, sondern wirklich etwas bewirkt.

Vor sieben Jahren war ich Mitglied einer achtköpfigen Delegation „Kulturaustausch Landkreis Hameln Pyrmont“, der ebenfalls durch die Vermittlung des DPWV zustande gekommen war in Zusammenarbeit mit dem Kommunikationszentrum „Sumpflume Hameln“. Damals waren wir Delegationsmitglieder privat untergebracht. Bei dieser Gelegenheit lernte ich meine Freunde Boris und Lena kennen, die ein Jahr später auch bei uns in Halle privat zu Besuch waren